

Zeitschrift: Geschichte und Informatik = Histoire et informatique
Herausgeber: Verein Geschichte und Informatik
Band: 12 (2001)

Artikel: Das Ende der Geschichte im Internet : eine Entgegnung
Autor: Tholen, Christoph G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-9785>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Ende der Geschichte im Internet. Eine Entgegnung.

Christoph G. Tholen

Fokus meiner Entgegnung sollen zwei Problemkreise sein, die in der zeitgenössischen Debatte über die Frage nach der kulturprägenden Rolle der (neuen) Medien virulent wurden, und die Uwe Jochums wohl bewusst provokant argumentierender Beitrag erneut zu bedenken einlädt: nämlich das Verhältnis von Geschichte und Gedächtnis sowie die Differenz von Speicherung (digitale Medien) und Überlieferung (Buchwissen, Bibliothekswesen).

Erst eine zweite Lektüre von Jochums zentralen Thesen erlaubten mir, mein eigenes Schwanken zwischen Zustimmung und Widerspruch, das sich während der ersten, flüchtigen Lektüre ergab, genauer zu bestimmen und dieses auch als das des Autors zu entdecken. Ein Glücksfall für die dekonstruktive, symptomatologische Lektüre, wie ich nun – wenn auch nur kurz – zu zeigen versuche.

1. Zum Bild der Geschichte, verortet im transzendenten oder gar «ewigen» Sein:

Zum einen ist Geschichte, nach Jochums Vorstellung, das «Zwischen» von «kulturellen Gedächtnissen und historischem Gedächtnis», ein «Aufmerksamkeitsraum», der Geschichte (er)öffnet, und, wie ich ergänzen möchte, als offen-eröffnender eben dieser unhintergehbaren Öffnung oder Kluft zwischen den divergenten (!) Typen des Gedächtnisses (individuelles, kollektives, kulturelles usw.) sich verdankt, die Jochum in Anschluss an Halbwachs und Assmann/Assmann erwähnt, wenngleich er ihre Differenzen zugunsten einer höheren «Bestandsordnung» zu glätten bestrebt ist. Kann es aber dann, bei soviel offenen, mit Foucault gesprochen: a-topischen Räumen, überhaupt eine, um nochmals Jochum zu zitieren: «ganze Öffnung des kulturellen zum historischen Gedächtnis» geben? Das Ganze nämlich – als geschichtsphilosophischer Telos einer onto-theologisch verbürgten Geschichtsauffassung – hebt Geschichte, wie u. a. Jacques Derrida gezeigt hat,¹ notwendigerweise auf, indem – als Heilsversprechen – eine verloren geglaubte Präsenz in eine ankommende Präsenz überführt wird.

1 Derrida, Jacques: «Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen». In: Lepenies, Wolf / Ritter, Hanns Henning (Hrsg.): *Orte des wilden Denkens. Zur Anthropologie von Claude Lévi-Strauss*, Frankfurt a. M. 1970, S. 387–462.

«Dieses umgreifende Ganze aller kollektiven Gedächtnisse ist das historische Gedächtnis.», folgert daher Jochum und subordiniert dieses Ganze dem «gemeinsamen Ursprung und Einheitspunkt von Wissen und Welt», mithin einem transzendenten Sein, von dem als wahren Grund ausgehend, in quasi-platonischer Anamnesis die Spannung zur Welt überbrückbar wird.

So positioniert, muss solcherart Geschichtsphilosophie oder -theologie ihr vermeintliches Gegenstück, die heilsgeschichtliche Aufladung des Internet etwa, die in der Tat von manchen Medien-Euphorikern als Ende der Geschichte, des Buchdrucks oder gar des Menschen stilisiert wurde (vgl. die späten Schriften von McLuhan und Bolz), als Anzeichen des Verfalls kritisieren oder verteufeln. In Jochums Thesen findet sich diese wohlbekannte und allzu vertraute kulturkritische Geste, aber in abgemildeter Form. Ich komme darauf zurück, möchte aber vorher noch an einige geschichtstheoretische Öffnungen erinnern, die den Begriff der Geschichte und den des Gedächtnisses revolutioniert haben und statt von Ganzheit von Fragmentarisierung der <grossen Erzählungen> sprechen. Ich meine die vielfältigen teleologiekritischen Unterscheidungen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, von Zeit und Zeichen, die es erlauben, jedwede imaginäre Geschlossenheit von Geschichtskonstruktionen, -bildern und -mythen als wirkmächtige Fiktion einer «imagologischen Bastelei»² lesen zu lernen. Es handelt sich um jene fundamentale Distanznahme zur Geschichtsphilosophie hegelianischer Prägung, welche (vereinfacht zusammengefasst) Diskursanalyse, Dekonstruktion und Psychoanalyse im Dialog mit neueren Theorien zur Geschichtsschreibung entfaltet haben.

Dass es stets eine Arbeit am Geschichtsbild, einen Kampf um Erinnerung und Geschichtsbewusstsein gibt, zeigte – um nur ein bekanntes Beispiel zu erwähnen – die Konstruktion nationaler Identität im sog. Historikerstreit (Nolte und Habermas als markanteste Vertreter). Historisches Wissen, etwa um den traumatischen Riss in der Geschichte des nationalsozialistischen Zivilisationsbruchs,³ in diesem Widerstreit nicht minder als in manchen Museumsausstellungen thematisch, kann zur Dekretion richtiger Erinnerung statt zur Anamnese des Undarstellbaren werden. Wenn die «Natio» etwa, in der deutschen Antwort auf die napoleonische Verfassungswirklichkeit der Nation, ein konstruierter Gedanke wird und so – als

2 Vgl. hierzu ausführlich: Hettling, Manfred et al. (Hrsg.) *Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen*, Frankfurt a. M. 1998.

3 Vgl. hierzu ausführlich: Weber, Elisabeth / Tholen, Georg Christoph (Hrsg.): *Über das Vergessen(e). Anamnesen des Undarstellbaren*, Wien 1997.

phantasmatische Schutzmacht – den mythologisch-numinosen Charakter eines imaginären Reiches aufweist, bevor es sich als Drittes Reich aggressiv nach aussen wendet, dann ist die von Schelling über Fichte, Müller und Kleist formulierte Rede von einer ursprünglich anwesenden, aber verloren geglaubten Heimat eine «Identität», in die das deutsche Volk heimgeholt werden sollte, auf dem Umweg einer Mutter-Sprache als National-Sprache, die entfremdet bzw. überfremdet sei. Das Ganze kann also zum totalitär sich aufspiezelnden Fragment werden. Uns schwer sehen wir hier kein harmloses kollektives Gedächtnis, sondern eine nationale Identität als Freund-Feind-Schematismus, dessen Lebensraum-Atavismen ihre Hostilität in volksorganische und rassistische Gemeinschafts- und Ursprungsphantasmen verkleiden muss. Dies findet sich bereits in Fichtes Mythologem der «Natio», wie u. a. Hans Dieter Bahr gezeigt hat.⁴

Ich erwähne dieses Beispiel hier nur, um daran zu erinnern, dass bereits in der individuellen wie in der psychohistorischen Dimension das Verhältnis von Geschehnis und Erinnerung, von Ereignis und Erzählung, keine stufenförmig sich zum guten Ganzen entwickelnde Aufbewahrung eines kollektiven Geistes ist, sondern stets auch eine nachträgliche Umerzählung des Traumatischen selbst, eine schmerzmindernde und Identität und Halt versprechende Fixierung von vermeintlicher Identität. Setzt man diese, wovon Freud wie Nietzsche gewarnt haben, mit dem Erinnern gleich, übersieht man die «gleichsetzende» Gewalt aller Identitätspolitik, insofern sie als Mnemotechnik «gleichsetzt», Differenzen überbrückt. Und Erinnern und Vergessen konstituieren das Gedächtnis als Umschrift und nicht als Speicher oder Behälter, ein Bild von Gedächtnis nämlich, welches es in zeit- und geschichtstheoretischer Hinsicht weder erlaubt, den einfachen subjektiven Sachverhalt «Ich erinnere mich heute daran, dass ich gestern vergessen hatte, was ich neulich noch in Erinnerung hatte» zu begreifen, noch den in jeder neurotischen Biographie wirksamen Wiederholungszwang kleiner oder grosser Neurosen, der ja besagt: Vergangenes bricht in meine Gegenwart ein.

4 «[...] im Mythologem der natio wird auch die Verschiedenheit der Mütter getilgt, um einer, im Ursprung selber ewig fehlenden Mutter Raum zu geben. An ihr orientiert sich der Nationalstaat als symbolischer Bund der Brüder: man bekriegt nicht die, die dazugehören und mit denen eine Sprache der Verständigung gemeinsam habe. Es liegt also von vornherein im Wesen der Nationalsprache, sich über jene ethnischen Eigenarten hinwegzusetzen, deren sagen von Vaterland und Muttersprache sie dann herzitiert, wenn es Feinde zu erklären und zu vernichten und «Brüder» nach innen zusammenzuschweißen gilt.» (Bahr, Hans Dieter: *Der Gast und die nationale Anschrift*, hier zitiert nach: Klenke, Claus-Volker / Tholen, Georg Christoph: «Trauma, Historisierung und eingebildete Identität». In: Eschenhagen, Wieland (Hrsg.): *Die neue deutsche Ideologie. Einsprüche gegen die Entsorgung der Vergangenheit*, Darmstadt 1988, S. 72 ff.).

Geschichtsphilosophie als Diskursfigur der Überstrapazierung von Geschichte als Heilsversprechen überhaupt: ist dies nicht eine Aussagefigur, deren kryptotheologisches Dispositiv gerade nach dem Ende des Kommunismus sichtbar wurde, egal für welches Sein das Ende oder Ganze reklamiert wird? Geschichte nämlich wird hier gedacht als aufgeschobene Zukunft (des Menschen oder des Gottesreiches), die bereits als solche im ersten Akte des Geschichtsdramas (nach Marx) angelegt wäre. Geschichte also als ihre eigene Aufhebung, als «Derivation zwischen zwei Präsenzen».⁵

2. Technische Medien als Zwischenraum der Übertragung, statt als Ende der Geschichte

Die «Auflösung des Gedächtnisses» und das «damit verbundene Ende der Geschichte» sieht Jochum tief im Zentrum von «Internet und Cyberspace» sitzend, Anzeichen einer insgesamt doch sehr «dunklen» Seite technisch glänzender Oberflächen in unserer beschleunigten Medien-, Informations-, Wissensgesellschaft (oder wie all die wohl noch insgesamt hilflose Heuristik soziologischer Begriffe zu sortieren versucht). Bleiben wir einen Augenblick bei dem Aussagetypus dieser Technik-Kritik und ihrer lebensphilosophischen, um 1900 dominant gewordenen Annahme, das Gewohnte und Vertraute als das Unmittelbare, Natürliche zu fingieren (auch wenn eben dies sich stets als phantasmatische Einverleibung erweist, die jeweils vormalige mediale Form des Speicherns, Übertragens und Überliefers zu verloren geglaubten Norm zu erheben). Wir sehen hier eine Irritation, deren Anlass ernst zu nehmen ist, insofern mit dem digitalen Medium eine Techné des Technischen hervortritt, die sich beiden Heimholungsversuchen, nämlich dem instrumentellen wie dem anthropologischen Diskurs, entzieht.

Hierzu einige *abschliessende Thesen*, die die von Jochum zurecht erwähnte immaterielle Natur der computerbasierten Medien und ihre Speicher-, Übertragungs- und Verweisungsmöglichkeiten (Hypertext) zu beschreiben versucht; aber nicht um in ihnen das Ende des Gedächtnisses angekündigt zu sehen, sondern eine seltsame Mischung aus reduziertem Fussnotenwissen (ohne denkende Verknüpfungen, die sich allein einer Lektüre verdanken würde, die die Kunst der Lesbarkeit von Texten, Tönen und Bildern unter Hypertext-Bedingungen neu erfinden muss) und einer assoziativen Neuverknüpfung von tastenden Erkundungen im Archiv des

⁵ Vergl. Derrida, wie in Anmerkung 1.

WWW, deren mögliche Überlieferungsformen und Speichertechnologien noch nicht absehbar sind. Aber hier kann ich keine phänomenologische Sichtung vornehmen, sondern situiere nur die Techné der Computertechnik:

Die angesichts der neuen digitalen Speichertechnologien virulente Frage, ob sich krisenhafte Epochenschwellen als durch technische Medien eröffnete ›Initialräume‹ des kulturellen Wissens situieren lassen, ist ein Forschungsfeld jüngerer Datums. Nicht unähnlich dem miteinander unversöhnlichen Krisendiskurs um die Jahrhundertwende 1900 – nämlich der vorwiegend lebensphilosophisch (Bergson) argumentierenden Kulturkritik (Natürlichkeit und Leibunmittelbarkeit gegen Grossstadt, Geld und Beschleunigung), kehren auch heute Krisendiskurse wieder, die zwischen apokalyptischen Untergangsvisionen und euphorischen Kommuniionsbekenntnissen auseinanderdriften. Und auch meint das schmückende Beiwort ›neu‹ oftmals nicht mehr als die blossе Unsicherheit gegenüber dem vorläufig nur Unvertrauten.

Neu ist jedoch das Auftauchen eines beinahe epistemischen Bruchs, der Kritiker wie Vordenker der neuen Technologien von der ›Auflösung‹ menschengerechter Vor-Gegebenheiten sprechen lässt: etwa von derjenigen des Körpers, des Raums oder der Eigenzeit; oder von dem ›Verlust des Prestiges der Aufklärung‹ als dem ›schriftinduzierten Projekt der Moderne par excellence‹ (A. Assmann). Übersprungen wird hierbei aber das ›Epochale‹ selbst, d. h. der unverfügbare Vorenthalt medialer Zäsuren, die ja keine wären, wenn sie sich als schlichter evolutionärer Übergang fixieren liessen. Doch die früher vernachlässigte Erforschung der kulturellen Prägestkraft der Informationsmedien, ihrer ›Verbreitungstechniken‹ (Luhmann), haben nunmehr mediale Zäsuren als solche sichtbar werden lassen.⁶

Es ›fehle‹ – so etwa Werner Rammert⁷ – eine angemessene soziologische Theorie des technischen Wandels, da die vormaligen «einsinnigen Strukturlogiken» des technischen Fortschritts der *soziokulturellen* Dimension der Informationstechnologien nicht gerecht werden konnten. Und in

6 Exemplarisch seien hier die in systemtheoretischer bzw. diskursanalytischer Perspektive verfassten Fallstudien von Michael Giesecke und Manfred Schneider über die Erfindung des Buchdrucks genannt: Giesecke, Michael: *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1991 und Schneider, Manfred: *Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert*, München etc. 1986. Mit der Gutenbergschen Erfindung der Reproduktionstechnik einer homogenisierten Schrift aus beweglichen Lettern (Charaktere) ist nämlich auch der Sozialisationstyp eines reformierten, innengeleiteten Lesers entstanden, die Figur einer Innerlichkeit, mittels derer der ›stille‹ Leser zum Autor seines Gewissens wurde. Statt äußerlicher Beichte: innere Herzensprotokolle.

7 Rammert, Werner: «Wer oder was steuert den technischen Fortschritt? Technischer Wandel zwischen Steuerung und Evolution». In: *Soziale Welt*, 43 (1992), 1, S. 7-25.

der Tat fällt es zum Beispiel einer strikt phänomenologisch und empirisch verfahrenen Soziologie nicht leicht, den gegenwärtigen, in kurzen Intervallen sich verändernden <Strukturwandel der Öffentlichkeit> angemessen zu beschreiben: Und dies nicht nur deshalb, weil die einst durch literarische Medien mitkonstituierte Öffentlichkeit in eine plurale zerfällt, sondern weil wir mit einer globalelektronischen Welt virtueller Kommunikation konfrontiert sind, deren Gegenstand zum grossen Teil sie selber ist und noch ihre Kritik oder Analyse sich in ihrer eigenen Performanz vollzieht.

Das Beispiel des Internet und des World Wide Web als eines in seinen multimedialen Verwendungen unbestimmten Gewebes aus militärischer Erfindung, subkultureller Nutzung und baldiger Kommerzialisierung bestätigt diesen beschleunigten Wandel des interaktiven «Abstandsgefüges», so das präzise Wort des Soziologen Manfred Fassler,⁸ welches die herkömmliche, sog. «nahräumliche» Intersubjektivität überlagert. Doch die Zweckoffenheit des Netzes, das man auch <Turing-Galaxis> nennt, ist nicht nur als eine alltagskulturelle Kluft zwischen <Bekanntheitswissen> und <Vertrautheitswissen> beschreibbar. Das <zeiträumliche Unbehaustsein> (Fassler, Virilio) verweist von sich aus auf eine Nachgiebigkeit der digitalen Medien, die sich voreingenommener Bewertung durch ein negatives oder positives Vor-Zeichen entzieht. Und so müssen wir noch hinter den soziologischen Horizont zurückgehen.

Die kategoriale Orientierungskrise nämlich ist nicht zuletzt eine des vieldeutigen Begriffs der Medialität selbst. So liegt m. E. der Mangel der bisherigen medientheoretischen Entwürfe nicht zuletzt in einem eigentümlich bipolaren Schematismus von Bildern, Metaphern und Phantasmen, in denen wir die *Gestalt* der Technik nach einem bestimmten anthropologischen Vor-Bild des Menschen einzurahmen versuchen. Sowohl die kulturkritische Verlustrhetorik über die Natürlichkeit oder leibunmittelbare (<Lebens>-)Welt des Menschen, die durch die simulierende Künstlichkeit des Computers angeblich ersetzt würde, wie auch die pragmatischen, instrumentell immer schon vorentschiedenen Modelle der Informatik oder Designwissenschaft greifen – bei aller Gültigkeit und Brauchbarkeit im Alltag – zu kurz. Ihr gemeinsamer Nenner ist, wie Martin Heidegger bereits in seiner *Frage nach der Technik* gezeigt hat, die reduktive Bestimmung der technischen Medien als nützliche Mittel für festgelegte oder beliebig

8 Fassler, Manfred: «Gestaltlose Technologien? Bedingungen, an automatisierten Prozessen teilnehmen zu können». In: ders. / Halbach, Wulf R. (Hrsg.): *Inszenierung von Information*, Giessen 1992; Fassler, Manfred / Halbach, Wulf R. (Hrsg.): *Cyberspace. Gemeinschaften, virtuelle Kolonien, Öffentlichkeiten*, München 1994.

unbestimmte Zwecke. Dies zeigt sich am anthropologischen Diskurs über die Medienentwicklung.

Ich skizziere Ihnen nun das von mir so genannte medienanthropologische Dispositiv, das sie in einer Unzahl von Texten der letzten Jahre finden können. Einige markante Beispiele also:

Liest man eine 1968 geschriebene Studie von Jürgen Habermas wieder – *Technik als Wissenschaft und Ideologie* –, so springt ein in der damals weitverbreiteten Rezeption des von Habermas eingeführten Begriffspaares «zweckrationales versus kommunikatives Handeln» unbeachtet gebliebenes Schema in die Augen: Habermas definiert das Technische als «Funktionskreis instrumentalen Handelns», der «am menschlichen Organismus fest sitzt» und «auf die Ebene technischer Mittel projiziert» wurde.⁹ Gemäss dem Modell der Entlastung seien zunächst Hände und Beine ersetzt und verstärkt worden, dann Auge, Ohr, Haut und schliesslich das Gehirn – als «steuerndes Zentrum». Diese These der Leibprojektion, die die Technik als Organersatz metaphorisiert, die Struktur dieser Metaphorisierung oder Übertragung selbst aber unbestimmt oder unterbestimmt lässt, kehrt kaum verändert in den Grundlagentexten heutiger Medienanthropologie wieder.

So sind McLuhan zufolge technische Medien seit der Erfindung des griechischen Vokal-Alphabets *Amputationen* und *Ausweitungen* des Menschen, *Extensionen der Gesamtperson*. Die Schrift wird hier als Abstraktion von konkretem Sprechen und *Handeln* – missverstanden, denn das Sprechen als solches bedeutet ja ein für den Menschen unhintergebares Verwiesensein auf das immer schon losgelöste Tauschen von Worten, ohne die kein Umgang mit Dingen und keine Distanz zu ihnen möglich wäre. Doch diese Kluft von Physis und Kultur wird von McLuhan nur als bedrohliche bewertet und ihre telematische Überwindung gleichsam halluziniert. Elektromagnetische Wellen seien – so McLuhan in seinem Spätwerk – eine biologische und zugleich katholische Entdeckung, d. h. die «Noosphäre» einer instantanen, «video-christlichen» Kultur: ein apokalyptisch vorgesehenes Reich in der Endphase des Menschen, der nun seine alphabetische, d. h. «neurotisch-gespaltene» Existenz zugunsten der vergessenen oralen bzw. auralen Unmittelbarkeit elektronischer Ströme zurücknehmen kann: »Im elektrischen Zeitalter, das unser Zentralnervensystem technisch so sehr ausgeweitet hat, dass es uns mit der ganzen Menschheit verflucht und die ganze Menschheit in uns vereinigt [...] ist es nicht mehr

9 Habermas, Jürgen: *Technik und Wissenschaft als Ideologie*. Frankfurt am Main 1986, S. 56.

möglich, die erhabene und distanzierte Rolle des alphabetischen westlichen Menschen weiterzuspielen.»¹⁰

Technische Medien, als Organersatz metaphorisch aufgeladen, werden so zur Universalmetapher des Organischen selbst, wie auch bei Norbert Bolz: »[...] der Mensch [ist nur noch] Schaltmoment im Medienverbund. Er tritt in organische Konstruktionen ein.»¹¹

Das zirkelschlüssige Schema des anthropologischen Diskurses ist zugleich ein instrumentales: Denn den ganzheitlich imaginierten Leib kann, da er ja Quell- und Zielpunkt der technischen Entwicklung zugleich sei, keine Technik stören oder ersetzen, weil sie ihn *nur* ersetzen kann – als Organ-Prothese nämlich. Die Fiktion dieses imaginären Bildes ist die Annahme eines vom Schein des Technischen loslösbaren, ersatzlosen Eigentums des Menschen bzw. der Menschheit, das sich als Bestand eines gemeinschaftlichen, d. h. mit sich selbst kommunizierenden <Wir> auszu-dehnen vorgibt.

Das von der Medienanthropologie beklagte Moment der Medien- und Zweckbeliebigkeit, welches in den von Informatikern uns gegebenen Definitionen des Computers *als* Medium, *als* universelle, symbolverarbeitende Maschine in den Vordergrund rückt, verweist uns auf eine Dimension der Techné des Digitalen, die jedwede bloss instrumentelle Definition übersteigt. Es kristallisiert nämlich in diesem kleinen Wörtchen *als* die noch zu präzisierende Bedingung der Möglichkeit heraus, den Computer (und nicht nur ihn) als offenes Medium zu bestimmen. Was ist dieser Status des <als ob>?: Wir können nach klassischem Muster und in gewohnter Manier den Computer als Werkzeug, Rechenmaschine oder Automat zur Auswertung berechenbarer Funktionen oder, in semiotischer Verallgemeinerung, als interaktives Instrument der Verarbeitung von Zeichen und Mitteilungen bezeichnen. Wir können ihn aber auch als Metamedium definieren, wenn wir mit <Meta> den Sachverhalt meinen, dass die medienunspezifische Übertragungsfähigkeit des Computers darin besteht, sich in all den vielgestaltigen, peripheren Einzelmedien der Text-, Bild- und Tonspeicherung und -übertragung, die er dank der digitalen Konvertierbarkeit zu integrieren imstande ist, <aufzulösen>; aufzulösen im Sinne einer gleichsam selbstverborgenen, unauffälligen Maskierung.

10 McLuhan, Marshall / Powers, Bruce R.: *The global village. Transformations in world life and media in the 21st century*, New York und Oxford 1989, S. 10; dt.: *The Global Village. Der Weg der Mediengesellschaft in das 21. Jahrhundert*, Paderborn 1995.

11 Bolz, Norbert: *Am Ende der Gutenberg-Galaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse*, München 1993, S. 118.

Der Computer ist eine semiotisch zweckoffene Maschine zur Verarbeitung von Symbolen und Zeichen. Medientheoretisch zugespitzt heisst dies: Der Rechner *ist* nicht einfach als Apparat gegeben, sondern *ek-sistiert*, d. h. tritt hervor in seinen medialen Gestaltungen und Oberflächen, die er zu simulieren gestattet, d. h. er lässt sie als Bedienungs«oberflächen» erscheinen. Sein Wesen ist insofern ein nicht-technisches, als der Rechner sich in seinen instrumentierbaren Gestaltungen bereits von sich – als blossem Rechner – unterscheidet, keine simple Identität besitzt. Nur so macht übrigens die Rede von Mensch-Maschine-Schnittstellen einen nicht nur trivialen Sinn. Die historische Zäsur, die der Maschine universeller Programmierbarkeit zukommt, nämlich sich als «in-differente» Übertragung anderer Medien maskieren zu können, macht also, den – in jedem Wortsinne – meta-phorischen <Als ob>- oder <Ersatz>-Charakter des digitalen Mediums aus. Und es ist eben diese Eigenart des Digitalen, die den <mit>-konstituierenden Rahmen unserer Wirklichkeitsrepräsentationen markiert. Die <aufklärerische> Funktion der neuen Medien – so Welsch – wiederholt Kants Bestimmung der <Welt> als einer stets zäsurierten *Welt der Erscheinung*.

Und eben deshalb gibt es zwar universelle, aber nicht <vollständige> Medien. Doch gerade in der von Medien-Informatikern nüchtern aufgelisteten Möglichkeit, je nach selektivem Gebrauch den Computer als Werkzeug oder als Medium der Mitteilung zu definieren, bekundet sich – wegen dieses offenen Spielraums von <Als ob>-Bestimmungen – das Konzept einer mit sich selbst nie zusammenfallenden Medialität der Medien. Dies bedeutet: Medialität ist ein Zwischenraum ortloser Platzverschiebungen, die die Verwendungen oder Wendbarkeiten der universell programmierbaren Maschine situierbar macht. Und so erst trifft das berühmte, aber (nicht zuletzt vom Autor selbst) vorschnell popularisierte Diktum, dass das *Medium die Botschaft* sei, oder genauer: dass das, *was in Medien erscheint, andere Medien* seien, ins Schwarze: Wäre die Medialität der Medien nämlich identisch mit dem, was man traditionell als Mittel, Mitte, Milieu oder Vermittlung bestimmt hat, also als (schlechte) Unendlichkeit von nützlichen Mitteln, die einem ihnen äusserlichen Zweck *dienen*, so bliebe der Status der Medialität reduziert auf die kausale, nahtlose Emergenz oder Evolution von Geräten, Apparaten oder (meinethalben) Sytem/Umwelt-Beobachtungen. Es gäbe keine zäsurierende Dazwischenkunft technischer Erfindungen, keine Orientierungskrise in der Varieszenz medialer Gestaltungen. Wir könnten in der neuen Medienwirklichkeit drauflosbasteln, ohne reflexives Wissen über die Entstehungsgeschichte medialer Formen.

Dass uns nun die bisherigen Umgangsstile mit neuen Medien trotz ihres werbewirksamen Vorgriffs so unsicher und bisweilen verlegen machen, ist uns selbst kein Novum mehr. Nehmen wir die CD-ROM als Beispiel für hektische Betriebsamkeit und Verunsicherung über die Einschätzung ihrer medialen Offenheit, die Verlage, Programmierer und Benutzer nach der Markteinführung zu teilen schienen. Gewiss stellt die CD-ROM (und erst recht das Internet) die Schrift- und Buchkultur (die Bibliotheken und die neuen digitalen Wissensordnungen) – in zunächst instrumenteller Hinsicht – vor ungelöste Fragen, die einen medienhistorischen Einschnitt in der Ordnung des Wissens markieren. Bisher lasen wir ein Buch, sahen einen Film oder hörten eine Schallplatte. Im Computer zusammengeführt ist nun ein ausschnitthaftes, assoziatives Verweisen und Kombinieren möglich, jenseits der Linearität des Buches, dessen medienhistorische weder nostalgisch noch euphorisch zu bewertende Grenze – also die aufeinanderfolgende Kette von Zeichen mit beginnendem und endendem Satz – denkbar wird. Aber was verschiebt sich, wenn dank der neuen Technologie transversale Überschneidungen bisheriger Medien stattfinden?

Nicht die Einbildungskraft zerfällt, wenn der Transfer des ans Buch gebundenen Literarischen ins Elektronische überführt wird: Denn was sich in die Linearität des Buches als nicht-lineare Kunst der Einbildung einschrieb – die Assoziation der Zeichen im Sinne eines metonymisch-metaphorischen Überbordens der Bedeutung – lässt sich sehr wohl <übersetzen> in das Multiversum nicht-linearer Lese-, Schreib- und Montagetechniken eines neuen Mediums, von dessen eigener Ästhetik (nämlich der Verschaltung von Texten, Tönen und Bildern) freilich noch niemand weiss, wie sie anders aussehen könnte denn als eine bloss schamhafte Kombination von gleichsam geplünderten oder übernommenen Darstellungs- und Erzählweisen. Das blosse bibliotekarische, endlose Verweisen auf Verweise als ein bruchloses Springen zwischen Daten verändert nicht das Wissensdesign, wie manche Hypertextliebhaber wähnen.

Dass sich ein historisch je neues Medium mit usurpativer Gewalt ein traditionelles unterwarf, ist, medienhistorisch gesehen, keine neue Erfahrung. Ebenso wenig neu ist, dass dies aus medientechnischen Gründen stets misslang und misslingen musste. So hatte bereits die Fotografie ihr eigenes <Wesen> verfehlt, als sie in ihren ersten Anfängen die Tafelmalerei mimetisch verdoppelte bzw. ihren Platz einnehmen wollte. So hatte der Film sein eigenes <Wesen> verfehlt, als er in seinen ersten Jahren versuchte, den Theaterraum in sich aufzusaugen. Alle neu auftretenden Medien waren geschichtlich von einer solchen Spaltung gezeichnet: sie rissen technisch

ein Vakuum auf, das sie im selben Moment ratlos, gierig oder panisch mit älteren Medien zu füllen suchten. Dieses, den Choc überspringende Rückversichern geschieht, so glaube ich, deshalb, weil das neue Medium in gewisser Weise nur als technisches Instrument mythisch heimgeholt und missverstanden wurde und nicht in seiner Medialität <angenommen> wurde, d. h. in dem, was es als symbolisches Spiel der experimentellen Verstellung und Entstellung erscheinen und nicht erscheinen lässt.

Die genannten Beispiele mögen, dies sei abschliessend bemerkt, für meine Grundthese stehen: Die stets medial geprägte Einbildungskraft lässt sich durch das Auftauchen digitaler Medien nicht ersetzen. Anders, kürzer gesagt: Man kann nicht in die unerschütterliche Welt der Dinge hineingleiten, weil – so der schöne Satz von Maurice Blanchot – die «Unruhe der Sprache der Neigung alles Gesagten, definitiv zu werden, zuvorkommt»¹² – ein Satz, der, so glaube ich, zum Gespräch geradezu einlädt.

12 Blanchot, Maurice: *Ich bin unglücklich*. In: Gehrke, Claudia (Hrsg.): *Ich habe einen Körper*, München 1981, S. 295.

Leere Seite
Blank page
Page vide